

Liebe Maturandinnen und Maturanden

Liebe Eltern

Liebe Lehrerinnen und Lehrer

Vor ein paar Monaten fragte mich Prorektor Allenspach, ob ich einen Beitrag für die diesjährige Maturfeier beisteuern würde. Ich habe gerne zugesagt, denn das ist meine erste Maturfeier. Meine eigene habe ich verpasst. Ich habe sie, aus mir heute unerklärlichen Gründen, geschwänzt. Diese hier könnte also meine erste und meine letzte sein.

Urs Allenspach sagte weiter, ich dürfe den Gegenstand meiner Ansprache frei wählen. Aber es war klar, dass das Thema etwas mit Ihnen zu tun haben sollte, liebe Maturandinnen und Maturanden. Und natürlich auch mit mir, insofern als ich von der Sache eine Ahnung haben sollte.

Ich entschied mich für den jungen Max Frisch, bzw. für eine Artikelserie von Reiseberichten, die der 21-Jährige aus dem Balkan für die Neue Zürcher Zeitung geschrieben hat. Das war 1935. Frisch war noch kein Schriftsteller, sondern ein junger Mensch mit Talenten, der sich in einer Übergangsphase seines Lebens befand. So, wie sie. Ich habe viele Jahre auf dem Balkan gelebt. Das also verbindet den jungen Frisch, sie und mich.

Übergangsphase - man könnte auch sagen, Frisch war in einer Lebenskrise. Im März 1932 war sein Vater, Franz Frisch, überraschend gestorben. Ebenso überraschend war die Entdeckung, dass er – ein Architekt – einen Schuldenberg hinterließ, der die Familie in eine prekäre finanzielle Lage brachte.

Neben dem Schock über den Verlust plagte Frisch die Langeweile in seinem Germanistik-Studium. Drei Jahre hatte er studiert, auch erste Schreibversuche gemacht. Aber es fehlte die Herausforderung, eine Bewährungsprobe, die aus ihm – dem „Scheinmännchen“, wie er sich

nennt – einen wirklichen Mann machen würde. Damit nicht genug, hatte ihn seine erste Liebe, einer 17-jährige Schauspielerin, verlassen. Die Balkanreise war für Frisch eine Reifeprüfung.

Dass Frisch Talent hatte, wusste er. Aber vom Balkan hatte er wenig Ahnung, das zeigt die Lektüre seiner Artikel. Er verfällt deshalb oft in Klischees und bleibt an der Oberfläche.

Überhaupt, das ist vielleicht banal festzustellen: die Reisebriefe geben oft mehr Aufschluss über den jungen Mann, als über die Menschen und Landschaften, denen er auf dem Balkan begegnet.

Die Reise führt aus Ungarn durch die Vojvodina nach Belgrad, Kosovo und Mazedonien.

Nach Abstechern an die Adria und Istanbul folgen Bosnien und Griechenland als Stationen.

Ich will im Folgenden nur kurz auf drei Beobachtungen eingehen: Die Verwendung von Klischees, Frischs verkorkstes Verhältnis zu Frauen, und die zwiespältige Rolle seiner klassischen Bildung.

Für jeden, der Belgrad kennt, ist Frischs Schilderung der serbischen Hauptstadt eine Enttäuschung. Nach einigem Geplänkel darüber, wo der Balkan eigentlich beginne, fährt er fort: „Kurzum: Nachdem man sich in Belgrad ein Zimmer zeigen ließ, wo aus dem Kopfkissen [...] üppiges See gras quoll, und nachdem der wackere Kroat e [...] einfach das Zeug wieder in den graubraunen Kissenanzug knetete [...], fühlte man sich befreit, weil ich nun endlich wusste, wo der Balkan beginnt.“ Der Balkan beginnt für Frisch dort, wo alles etwas primitiver wirkt und fremd. „Halb abendländisch, halb Orient“, sagt er an anderer Stelle mit Blick auf Sarajevo. Es ist das alte Klischee, eine Haltung, die die bulgarische Historikerin Todorova als „Balkanismus“ bezeichnet hat.

Später gelangt Frisch ins Herz des Balkans, nach Montenegro, Kosovo, Mazedonien, dorthin, wie er stolz schreibt, „wo selten Europäer hinkommen“.

Wie hat er diese Landschaft und ihre Bewohner wahrgenommen? Um genau zu sein, muss man trennen zwischen der Landschaft und den Bewohnern. Während ihm poetische und gleichzeitig präzise Beschreibungen von Landschaften und Ansichten gelingen, wird er dort, wo er Menschen begegnet, schnell schematisch.

Zwei Beispiele:

An einem Bergbach in Kosovo trifft er eine Gruppe von Arnauten, also Albanern, beim Bau einer Brücke. „Mit adlerkralligen Pranken“, notiert er, „fassten sie die Stämme, jene fünf Arnauten“. Er beschreibt ihre Kleidung, die Schnabelschuhe, weiten Hosen, Silberketten und die „ganze[n] Leintücher“, die sie um den Kopf gewunden haben. Ihr Tun ist „weniger ein Arbeiten als ein Kämpfen“. Jetzt verstehe er, fährt er fort, wie solche Arnauten sich durchhauen konnten von Albanien bis Mazedonien und schlummerstille Dörfer überrumpelten, Serben, Bulgaren, Griechen und Türken erschlagen zurückließen [...] und schwere Beute heimschafften durch diese tagelange Felswildnis“.

Er beschreibt die Albaner etwa so, wie Karl May die Indianer Nordamerikas schildert, wild, fremd und gefährlich. Aber auch die Serben kommen nicht besser weg. Er besucht das serbische Patriarchat in Pec im Westen Kosovos. Beim Betreten der Kirche fällt ihm zuerst der Geruch auf, „von vergangenem Weihrauch und von siebenhundertjährigen Dingen“. Dann schildert er anschaulich, wie im Kerzenschein die Fresken aus dem Dämmerdunkel näherkommen und „zutruulicher“ werden. Weil Frisch kein Serbisch versteht, schaut er den ihn begleitenden Popen einfach nur an: „Wie sein kerzenerleuchtetes Antlitz heraustrat, aus dem schwarzen Gewand ... Und was dieses Helldunkelbild darstellte, war ein slawischer Fanatikerkopf. Mit zwei Augen, deren Blicke heraussprangen und stachen, als wollten sie mich an die Wand heften.“

Weil Frisch die Sprachen nicht spricht, findet kaum ein Austausch mit Einheimischen statt. Der Beobachter ist immer auf sich selbst zurückgeworfen, auf das, was er schon weiss, Überraschungen, neue Erkenntnisse sind deshalb selten. Frischs Blick eignet sich besser, um Landschaften zu beschreiben. Wie am Ohridsee in Mazedonien, wenn „ein Spätnachmittag hinüberwechselt in den Abend“ und ein Windhauch kommt, „welcher den Seespiegel fleckenweise verkräuselt und mit Silberpappeln spielt. In langen Uferalleen beginnt dann jenes Flimmern, wenn die Blättchen ihre helle Unterseite aufwenden; und im Schilfblass, das sich abhebt aus dem Blau, platschen schwarze Büffel.“ Das ist doch ein schönes Bild!

Frischs Verhältnis zu Frauen war nie einfach, das zieht sich durch sein ganzes Werk – und es wird auch schon in den Reisefeuilletons des jungen Mannes sichtbar. Was vor allem auffällt, ist die Angst sich zu blamieren. Frisch überspielt sie mit einer Doppelstrategie: Einerseits durch Kritik am Balkan-Machismo – in dessen Kontext er sozusagen zum „Frauenversther“ wird. Andererseits indem er altkluge Beobachtungen über die angebliche Unüberbrückbarkeit der Kluft zwischen den Geschlechtern anstellt.

Kaum hat er sich vom ersten Eindruck der „99 Moscheen“ Sarajevos erholt, setzt er zu einem Stück an, das den „türkischen«, also den muslimischen Frauen Sarajevos gewidmet ist. Er beginnt bei den mit Holzgittern versehenen Guckfensterchen, aus denen die unverheirateten Mädchen auf die Straße schauen. Heiratsfreudige Burschen werfen Steinchen und wenn sie Glück haben, dürfen sie mit der Angebeteten spazieren „im vorgeschriebenen Abstand von einer Armlänge“.

Doch einmal verheiratet, ist es vorbei mit dem Respekt. Die Vermählte muss sich fortan hinter einem noch dichteren Schleier verstecken und darf nur noch aus dem Haus, „wenn es der Herr Gemahl“ gestattet. „Auch darf die Frau nicht in die Moschee, deren seltsame Pracht nur für vollwertige Menschen ist“. Ähnliche Passagen über die Stellung der Frau gibt es aus

Süd-Serbien: „Denn auch bei den christlichen Südslawen herrscht jene Frauenknechtung, welche ihnen gelehrt wurde von den Türken“. Frisch schildert eine albanische Hochzeit, in der nur die Männer feiern – „und zwar nicht den Bräutigam“, wie er schreibt, „sondern die noch ungeborenen Söhne, weil sie das Männergeschlecht fortsetzen werden, weil sie alsdann ebenso umherreiten werden und zwischenhinein saufen und knallen, während Gott und Frau ihre armseligen Äcker ein bisschen fruchtbar werden lassen“.

Hier tritt einer als scharfer Kritiker der Männerherrschaft und Frauenverachtung auf, die er bei seiner Reise durch den Balkan antrifft. Doch wie begegnet Frisch selber den Frauen auf dem Balkan? Im Zug nach Sarajevo macht er Bekanntschaft mit einer „kleinen zerbrechlichen Ungarin“: Frisch macht zuerst mit ihrer Mutter Konversation. Als diese das Abteil verlässt, schweigen er und das Mädchen. Dann aber „reißt sich“ die 17-Jährige „eine Frage aus dem zittrigen Leib“: „Sagen Sie jetzt, mein Herr; wenn Männer allein sind – ich flehe Sie an: wie denken Männer eigentlich über uns?“ Doch bevor sich der junge Mann auf eine Antwort besinnen kann, kommt die Mutter zurück. „Wir blickten uns bloß an [...], so ein Fräulein, das vor dem Unüberbrückbaren zwischen den Geschlechtern steht“, erschüttert, „da sie auch mich hilflos sieht“. Da kippt Frischs Quasi-Feminismus in eine metaphysische Überhöhung der Geschlechterdifferenz: Mann und Frau können sich nicht verstehen. An anderer Stelle notiert er über die slawischen Frauen: „Sie haben nicht die internationale Großstadtweiblichkeit. Sondern Schönheit, die seltsam ist, andersrassig und immer unbegreiflich“.

Und schliesslich Griechenland. Die letzte Etappe von Frischs Reise, die er übrigens ausschliesslich durch seine schmalen NZZ-Honorare finanziert.

Man merkt es den Texten an, der Autor ist jetzt entspannter. Liegt es daran, dass er nach einem halben Jahr auf der Wanderschaft geübter ist als Reisender? Vielleicht erträgt er jetzt das Alleinsein besser. Oder ist es die griechische Kulturlandschaft, die sich dem jungen Bildungsbürger einfacher erschliesst, die weniger fremd und angsteinflößend wirkt als „der Balkan“? Sieht Frisch denn nicht, dass er immer noch auf dem Balkan steht? Dass es nur die antiken Säulen sind, die ihm den Blick auf dessen griechische Variante verstellen?

Zwar nimmt Frisch noch wahr, wie die Griechen beim Reden das „Spucken verwenden wie Satzzeichen“. Doch dann verbringt er Vollmond-Nächte auf der Akropolis, empfindet die Abgeschlossenheit Delphis als beglückendes „Wohlmass“, spürt Ganzheit an Leib und Seele. Kurz: Er kann sich vor Ergriffenheit kaum fassen und natürlich fließen in die Schilderungen die Elemente seiner klassischen Bildung ein. So beschreibt er die Begegnung mit einfachen Hirten oder die Gastfreundschaft einer alten Mutter und ihrer Söhne warmherzig. Denn die hellenische Gastfreundschaft ist im Westen bekannt und gilt Kulturgut. Doch seine klassische Bildung nützt ihm wenig dabei, den Menschen und Dingen näher zu kommen. Sie hilft ihm vielmehr, statt negativer jetzt positive Klischees zu produzieren.

Was zeigt das? – Es ist diese plötzlich aufschießende Empathie in Griechenland – im Kontrast zum dauernden Befremden im übrigen Balkan –, die den Verdacht bestärkt, dass Max Frisch mit seiner Reise weniger mit dem Balkan im Sinn hat, als mit sich selber. Dass ihn seine Umwelt nur insofern interessiert, als sie ihm Themen und Motive liefert, um sich und anderen zu zeigen: Hier ist ein Schriftsteller am Werk.

Und tatsächlich ist sein Umgang mit der Sprache, mehr als die Reise selbst, das eigentliche Entdeckungsverfahren. – Denn bei aller Kritik dieser Texte und dem Unbehagen, das ihre Lektüre streckenweise bereitet: Die Sprachgewalt des jungen Frisch, seine kreativen und

überraschenden Wendungen, Vergleiche und Bilder zeigen die Umrisse eines bedeutenden Autors.

Für Max Frisch jedenfalls, den 21-Jährigen, war die Reise ein Erfolg. Zurück in der Schweiz schreibt er seinen ersten Roman «Jürg Reinhart, eine sommerliche Schicksalsfahrt». Frisch hat zwar nicht den Balkan entdeckt, aber neue Seiten an sich - und er hat den Mut gefasst, auf sein Talent zu setzen.

-----

Diese Erfahrung gilt natürlich nicht nur für Künstler, und sie gilt auch nicht nur für junge Menschen. Aber für sie gilt sie doch ganz besonders: Es lohnt sich, aufzubrechen, weg zu gehen, an anderen Orten zu leben und neue Menschen kennen zu lernen.

Sie alle haben, liebe Maturandinnen und Maturanden, mit ihrem Abschluss eine grosse Leistung vollbracht und ein Kapitel in ihrem Leben abgeschlossen. Jetzt beginnt für sie alle ein Übergang und eine neue Etappe.

Ich wünsche Ihnen von Herzen: Gute Reise!